

# Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 49.

Samstag, 27. Februar.

1916.

(6. Fortsetzung.)

Dore.

Nachdruck verboten.

Roman von E. Kriegerberg.

Mit dem Scharfblick der Liebe hatte Dore von Anfang an Biddys Taktik durchschaut: als Schwächling sollte sie Heinz erscheinen, dem alles Marklose so zuwider war. Und sie fügte sich unbedingt in die ihr aufgezwungene Rolle. Sie sah Heinz' wachsendes Interesse für seine Cousine, und sie hatte kein anderes Bestreben mehr, als ihm das Loskommen von ihr und seinen eingebildeten Pflichten zu erleichtern. Dazwischen gab es freilich Augenblicke, in denen sie der Zweifel plagte, ob sie recht daran tue, den beiden den Weg zur Vereinigung ebnen zu helfen. Ob Heinz im Besitz der Koketten, oberflächlichen, ränkefüchtigen Cousine glücklich werden würde? Aber vielleicht hatten nur die widrigen Verhältnisse in ihrem Elternhause die Entwicklung der guten Eigenschaften Biddys verhindert. Von Zeit zu Zeit suchte Biddy die „kleine Gärtnerin“ auf. Das war die größte Qual für Dore, denn während die Augen des gnädigen Fräuleins mit scheinbarem Interesse die Kohlbeete und Georginenstauden inspizierten, sloß ihr Mund von boshaften Liebenswürdigkeiten und aufhebenden Vertraulichkeiten über.

„Es ist bewunderungswürdig, was Sie in so kurzer Zeit geschaffen haben! Aber warum quälen Sie sich so? Es ist das größte Glück meiner Verwandten, Ihnen beistehen zu können, und Sie dürfen das doch auch mit Zug und Recht annehmen. Wenn Heinz eigentlich nur in dem Gedanken lebt, Ihnen zu dienen, so ist das einfach seine Pflicht und Schuldigkeit nach dem, was Sie durch ihn gelitten haben. Sie würden sein Gewissen erleichtern, wenn Sie seine Hilfe annehmen wollten. Sie müssen doch auch selber sehen, daß er seine Schuld nicht einen Augenblick vergißt und in ewiger Angst schwebt, er könnte eine Pflicht gegen Sie vernachlässigen. Er opfert sich auf für Sie! Wenn Sie es wünschen, würde er keinen Augenblick zögern, Sie zu seiner kleinen Frau zu machen. Warum fassen Sie nicht zu? Sie lieben ihn doch, nicht wahr? Nun, niemand würde es Ihnen verdenken, am allerwenigsten ich, wenn Sie Frau von Grening würden.“ So schwatzte sie, Dore nicht einen Moment Zeit lassend, ein Wort einzuwerfen, und mit dem Schein einer so ehrlichen Teilnahme, daß es unmöglich war, ihr einfach den Rücken zu kehren.

Nach einem solchen Besuch fühlte sich Dore stets elend. Ein wahrer Ekel packte sie, und sie kam sich wie ein bejammernswürdiger Bettler vor, dem Mitleid der ganzen Welt preisgegeben. Eine wirksamere Abschreckungstheorie hätte für sie nicht erfunden werden können.

Säuflig war der Gärtner bei Dore, wenn Biddy ihre Besuche im ehemaligen Müllergarten machte. Er ging scheinbar ruhig seiner Beschäftigung nach, aber er achtete dabei scharf auf das, was um ihn herum vorging. Hin und wieder fing er auch ein paar Worte aus der Unterhaltung der beiden Damen auf, und aus ihnen und Dores niebergedrückter Stimmung nach diesen Besuchen erriet er die ganze Intrige.

Er hatte sofort gemerkt, daß das Birkenhainer gnädige Fräulein darauf ausging, Majoratsherrin von Quisenverder zu werden, und er sah, wie sie von Tag zu Tag der Verwirklichung ihres Planes einen Schritt näher kam. Früher hatte er gemeint, daß Heinz Fräulein Werlich heiraten würde, und das hatte ihm manche schwere Stunde bereitet, denn im verschwiegensten Winkel des eigenen Herzens lebte eine tiefe Zuneigung für seine Schülerin. Wenn Heinz also die Birkenhainer zu seiner Frau machte, so war Dore frei. Trotzdem bereitete ihm dieser Gedanke nicht ein frohe Sekunde. Dore würde ihm dennoch niemals gehören, nicht weil er ihr, der Anspruchslosen, in seiner jetzigen bescheidenen Stellung zu gering war, sondern weil sie ihn nicht liebte. Er sah scharf, denn er sah mit dem Herzen, und da konnte ihm Dore's leidenschaftliche Anhänglichkeit für den Jugendfreund nicht verborgen bleiben. Nun, wenn es ihm selber nicht vergönnt war, sie glücklich zu machen, so wollte er sie doch wenigstens glücklich sehen. Außerdem war Klaus Mittmeier eine viel zu vornehm veranlagte Natur, als daß er die Pflichten der Dankbarkeit gegen die Familie Grening je hätte vergessen können. Wo es sich um das Glück eines Grening handelte, mußte das seine selbstverständlich zurücktreten, und was er dazu beitragen konnte, jenes begründend zu helfen, sollte ohne Zaudern geschehen. Heinz von Grenings Glück aber lag bei Dore und nicht bei Biddy.

Mit ihrem feinen Instinkt witterte Biddy in dem Gärtner ihren geheimen Widersacher; seine erzwungenen pflichtgemäßen Höflichkeiten, die inquisitorischen Blicke, auf denen sie ihn zuweilen ertappte, rieten ihr, sich vor ihm in acht zu nehmen. Sie lachte verächtlich, warf den Kopf in den Nacken und rächte sich an ihm, indem sie ihn zwang, ihr widerwillig dienstbar zu sein. Hundertelei Gefälligkeiten verlangte sie von ihm: bald mußte er sie über die Eigenart einer Pflanze belehren, bald ließ sie ihn von einer dringenden Arbeit holen, damit er ihr ein Warmhaus öffne; dann wieder verlangte sie eine seltene Blüte, die ihm besonders wert war, abgeschritten zu erhalten, oder sie nahm Fräulein Werlich in Beschlag, während er bei ihr war, um mit ihr in ihrem Garten zu arbeiten. Die bereits fertigen Anlagen zum Frühjahr im Schlosspark mußten auf ihr Betreiben, weil sie sie geschmacklos gefunden und Heinz irgend eine neue Idee suggeriert hatte, noch einmal völlig umgearbeitet werden, und dann wieder gingen infolge der Nachtkühle eine ganze Anzahl wertvoller Treibhausgewächse ein, weil unbegreiflicherweise ein halbes Duzend Scheiben im Warmhaus entzwei-geschlagen waren. —

Es war ein unfreundlicher Herbsttag. Feuchte Nebel hing in der Luft, und ein scharfer, unangenehmer Wind wehte, aber Biddy hatte sich vorgenommen, die Dohnensteige abzugehen, um die gefangenen Vögel einzusammeln.

„Die kleine Gärtnerin geht gewiß mit!“

Aber Dore danke. Das hatte Heinz im voraus gewußt; sie war niemals dazu zu bewegen gewesen, die armen, in den Schlingen erdrosselten Tierchen anzusehen, die vertrauensvoll der Einladung zu einem gedeckten Tisch gefolgt waren, während Liddy kein größeres Vergnügen zu kennen schien.

„Kinder, seid nicht so sentimental!“ sagte sie lachend. „Ihr laßt euch ja doch die Krametsvögel sehr gut schmecken, wollt aber beileibe nicht daran erinnert werden, daß sie vorher notgedrungen haben sterben müssen. Lieber Himmel, die Tiere sind doch dazu da, daß sie von uns verpeißt werden!“

Wie verschieden doch die beiden Mädchen waren! Immer wieder drängte es sich Heinz auf.

„Es ist auch eigentlich sehr vernünftig von Ihnen, bei diesem Wetter nicht hinauszugehen, liebes Fräulein Dore, es ist zu rauß für Sie!“ sagte Liddy, und Dore gab ihr ohne weiteres recht; es sei besser, sie bliebe daheim, außerdem habe sie mit dem Gärtner verabredet, die neue Anlage für die Teppichbeete abzustecken.

Da arbeitete sie doch auch im Freien! Heinz schüttelte den Kopf, er verstand das nicht. Den ganzen Tag war Dore draußen, bei jedem Wetter, und doch fürchtete sie sich vor dem Weg in den Wald? Andererseits war sie seit einiger Zeit wirklich auffallend bleich, und etwas Mattes, Gedrücktes haßte ihr an, und wenn Dore selber zugab, daß sie der Schonung bedürfte, so mußte sie sehr leidend sein.

„Wenn sie nur nicht etwa wirklich krank wird“, meinte er bedrückt zu Liddy.

„Das ist auch meine Sorge, viel Saft und Kraft ist nicht in ihr — das arme Ding! — Ich fürchte für ihre Zunge, sieh dir nur einmal ihre wachsgelbe Farbe an! Du wirst sehr schonend mit ihr umgehen müssen, Better. Für die Stammutter eines neu ansflühenden Zweiges der Grenings ist sie doch fast zu dürrig. Ihr solltet sie den Winter über nach Meran schicken.“

„Als ob sie sich von ihrer Gärtnerei trennen würde“, sagte Heinz bitter. Er war auf das heftigste erschrocken: ein Lungenleiden zu allem anderen, was Dore schon hatte durchmachen müssen, das wäre schrecklich. Und voll Sorge durchforschte er die Vergangenheit nach etwaigen Symptomen, die auf eine Lungenkrankheit Dores hindeuten konnten. Aber sie hatte immer um die Wette mit ihm laufen und springen können, ohne Atembeschwerden und Herzklopfen; sie hatte nie gehustet, litt viel seltener als er selber an Katarrhen. Das Wesen einer Augenkranken besaß sie auch nicht, viel eher das einer Frau mit einem aufs höchste angegriffenen Nervensystem. Sie war immer schweigsam, aber von einer stillfrohen Heiterkeit gewesen, jetzt sprach sie nur noch das Nötigste und auch das nur widerstrebend, und er konnte sich nicht entsinnen, diese ganze Zeit über einmal ihr herliches Lachen gehört zu haben. War es Liddys alles übertrahendes Wesen, das sie daniederhielt? Ordentlich blöde gab sie sich manchmal neben seiner geistreichen Cousine, und doch wußte er, daß sie in Wahrheit die oberflächliche Liddy an Bildung weit überragte. Das war sicher nicht normal! Wenn am Ende ihr Geist litt? Wenn die Folgen der Verletzung sich jetzt doch nach dieser Richtung, der ehemals die ernstesten Besorgnisse des Arztes gegolten hatten, bemerkbar machten? Hätte Liddy von Grening gewußt, an welche empfindliche Stelle im Innern ihres Betters sie da rührte, würde sie sich ängstlich davor gehütet haben.

Sie gingen die Dohnensteige entlang, die die roten Beeren der Eberesche kennzeichneten. Hier und da hing ein kleines Vögelchen erwiirgt in den Schnüren — ein trauriger Anblick, der selbst Heinz in seiner nervösen Geßpanntheit wehe tat —, doch Liddy löste frohgenußt mit ihren spitzen, eleganten Fingern die toten Geschöpfchen aus den Schlingen und steckte sie in die Jagdtasche. Sie hatte ihr Jagdstium angelegt, ein Schneiderkleid aus graugrünem Roden. Prall umgab es ihre schlaffe Gestalt und ließ ihre schönen Formen zu voller

Bekleidung kommen. Der flotte Tirolerhut mit Gamsbart und Adlerfeder vervollständigte den Eindruck einer modernen Amazone. Mit ihrem graziosen, elastischen Gang schritt sie an Heinz' Seite tapfer aus, dabei plauderte sie in ihrer pridelnd-lebendigen Weise in einem fort. Aber Heinz war das erste Mal unempfindlich gegen ihre Reize, seine Gedanken weilten bekümmert bei Dore, und es erregte ihm sogar ein Gefühl des Widerwillens, daß Liddy mit soviel Gleichmut ein so trauriges Geschäft verrichten konnte. Als ob sie einen Apfel brach, so vergnügt sammelte sie ein neues Vögelchen zu den schon eingeheimsten. Und als sie schließlich unzufrieden meinte: „Ein Dutzend nur? — Das ist ein miserabler Fang“, da sagte er: „Ich weiß nicht, wie dir das Spaß machen kann!“

„Herr Gott! Du bist doch nicht etwa empfindsam wie die kleine Gärtnerin? Jägerblut, mein Lieber! Ich bin eine Grening, und die pflegen nicht mit Honigjenneln großgepöppelt zu werden! Deine Brüder haben den Todesritt bei Mars-la-Tour mitgemacht, und du jammerst über den Tod einer Drossel? Das macht den Einfluß der sanften und klein bißchen farblosen Kleinen aus dem Müllergarten! — Better! Better, raffte dich auf! Herkules am Spinnrocken! —“ Sie lachte ihr helles, metallisches Lachen, das ihm heute auch auf die Nerven fiel.

„Treuerehrter Herr Better, wir können doch nicht alle im Rosenzüchten unsere Lebensaufgabe erblicken! Ich finde, mir steht das Jagdgewehr besser als das Okulirmesser!“

„O, wenn es darauf ankommt, Dore ist ein sehr geschickter Scheibenschütze.“

„Was du sagst, — hätte ihr das gar nicht zugetraut. . . . Allerdings soll man öfter finden, daß gerade Einäugige vorzüglich schießen. — Aber warum beteiligt sich dann nie die Kleine an unserem Scheibenschießen! — Immer, wenn man sie haben möchte, steckt sie mit diesem Gärtner zusammen.“

„Es ist eben jetzt alles anders“, murmelte Heinz.

„Was sagst du?“

„D, nichts.“

Sie hatten sich den Jagdwagen nachbestellt. Es wurden Gäste zu Tisch erwartet, ein paar befreundete Gutsbesitzerfamilien und der junge Oberleutnant Schliesen, ein Freund von Heinz aus der Residenz, der auf einem Gut in der Nachbarschaft zu Besuch weilte. Da mußte man pünktlich zu Haus sein.

(Fortsetzung folgt)



Verschoben, verrückt, so langweilig — tut alles nichts! nur nicht herzstoch: das tötet die Gesellschaft. W. Raabe.

## Wie sieht die neue Wiener Mode aus?

(Zur ersten Wiener Modellschau.)

Am 15. Februar 1915 fand die Eröffnung der ersten Wiener Modellschau statt. Sie hat die Erwartungen der Fachleute in jeder Beziehung weit übertroffen. Das Zusammenwirken tüchtiger Künstler und ebenso tüchtiger Schneider war von einem großen Erfolge gekrönt denn es wurde wirkliche Qualitätsarbeit geleistet. Sie zeigte von dem hohen Stande unserer heimatischen Kunst und dem großen Werte der Heranziehung der Künstlerschaft zu dieser Aktion. Die nun aktivierte Modellschau, die nicht allein die größten Modelhäuser und die in das Modegebiet einschlägigen Kunstwerkstätten, sondern auch kleinere Damenmodestellers umfaßt, setzte in Erfolg verheißender Weise ein, die in dem zahlreichen Zustromen von Einkäufern von weit und breit ihren Ausdruck fand. Schon in den ersten zwei Tagen waren über 100 Bestellungen gemacht worden. Die Auswahl ist eine überaus reiche, mehr als 400 Modelle stehen den Einkäufern zur Auswahl zur Verfügung.

Wenn sich auch eine einheitliche Moderrichtung aus der Fülle des Gebotenen noch nicht feststellen läßt, so wird sich diese in der Praxis im Hinblick auf die zahlreichen Anregungen, welche die erste Modellschau bietet, von selbst er-

geben. Man sah mehrere dunkelblaue Schneiderkleider, prächtige Stüde, denen in ihrer vornehmen Einfachheit die wienerische Note aufgeprägt ist. Die Farbe der Straßtenkleider ist Tegethoffblau. Im allgemeinen sind die Farben der gegenwärtigen Stimmung angepaßt. Man sah es schwarz soubodiert, in Kombinationen mit schottischen, Pepita oder gestreiften Taften und auch mit weißen Westen. Ein schottischer Rock mit langer halbloser Casaquejade fand vielen Beifall, ebenso ein schwarzes Taftkleid mit eingestickten Sträußchen, eine für Frauen wie für junge Mädchen gleich leidame Toilette. Ein besonderes Augenmerk der Fachleute lenkte ein gelungenes, in Hofsaiten komponierter Rock auf sich. Auch die schwarze Knötchenstickerei des ganzen Kostümes gefiel gut.

Auf dem Gebiete der Kunststickerei, Posamenterie wurde Erstklassiges geboten, ebenso in Stoffen, Seiden und Wändern, wie überhaupt die ganze Schau von dem großen Ernste zeigte, mit welchem die Modebewegung in Wien aufgefaßt wird. Was man sah, war etwas Fertiges oder ein Zubehör; es gab nur Gebiegenes zu sehen. Will man das an Modellen Gebotene zusammenfassen, so seien als besondere für die neue Mode-richtung hervorgehoben der breite faltenreiche Rock, der sich an einen tiefen, glatten oder schärpenartig gehaltenen Sattel anreißt, die verlängerte, um die Hüfte anliegende und über die Taille lose gearbeitete Bluse, der lange Ärmel, phantasiereich gearbeitete Halspartien, lange, wie geteilte Blodentuniken, helle Westen, zart gewickelte Blusen. Eine Novität ist der lose Rücken, der wie ein tief hinabhängender Kragen behandelt wird. Von älteren Motiven sah man Boleros und auch Stufenbolants. An Aufputz wurden als Neuheit geflochtene Borten gezeigt. Als ein hübsches Mädchenkleid präzentierte sich ein Hofsaitenrock mit loser Schößelbluse und Bodgürtel, welches ebenso, wie ein reizendes Prinzesskleid in schwarzen Liberty mit tief angelegten Bolants, die Anerkennung des fachkundigen Kritikers fand. Ein Taftkleidchen mit überschlagenem Rock und schräger Blusenlinie, das in jeder Farbe Anhang finden wird, ein champagnerfarbiges Domestkleid, ein weißes Taftkleid mit Tüll komponiert und blaßblauer Stiderei, ein Reseda-Taftkleid in Madeira gestickt mit schwarzem Gürtel, der sogenannte Knötchentragen in schwarzem Taft mit weißen Tüllbündchen und vieles andere verdienen die vollste Anerkennung. Es ist selbstredend, daß ja nicht alles, was die Schau bietet, der Öffentlichkeit preisgegeben werden kann, und so wollen wir mit diesem eigentlich einzigen Bruchteil des Ganzen der Darbietungen schließen.

Die Modellschau bleibt für die auswärtigen Einkäufer noch mindestens vierzehn Tage zugänglich, damit dieselben ihren Bedarf für die Frühlingssaison decken können und sind wir überzeugt, daß diese Aktion, die rein patriotischen Motiven entspringen ist und den schlagenden Beweis erbracht hat, daß die Wiener Bekleidungskunst weder einer französischen noch einer englischen Beeinflussung bedarf, unserem österreichischen Kunstgewerbe einen vollen Erfolg bringen wird.

## 22 = Bunte Welt. = 22

### Aus der Kriegszeit.

Die Geschichte einer berühmten Blockade erzählt ein Mitarbeiter des „Marzocco“. Es handelt sich um den erbitterten Blockadekrieg, den die amerikanischen Nordstaaten im Bürgerkrieg gegen die Südstaaten zur Anwendung brachten und der zum ersten Mal der Welt zeigte, eine wie furchtbare Waffe der Handelskrieg in der Hand eines entschlossenen Gegners sein kann. Der Pariser Kongreß hatte im Jahre 1866 die Regeln des Blockadekrieges aufgestellt, die 6 Jahre später ihre erste Probe erleben sollten. Beim Beginn der Feindseligkeiten hatte im Kriegsrat der Nordstaaten, der unter dem Vorhitz Abraham Lincolns in Washington abgehalten wurde, General Winfield Scott, ein alter Veteran aus dem mexikanischen Kriege, seine Meinung dahin geäußert: „Wir müssen den Feind ersticken, wie die Anaconda ihr Opfer mit diesen Bindungen ihres Körpers umschlingt.“ Da die Südstaaten in der Hauptsache Landwirtschaft betrieben und vor allem Baumwolle an die Länder jenseits des Ozeans lieferten, während die nördlichen außer dem Ackerbau auch eine starke Industrie hatten, lag der Gedanke der Blockierung der Südküste nahe, und so wurde als erster feierlicher Kriegsaft am 15. April 1861 die Erklärung erlassen, die die Ufer von Süd-Karolina, Georgia, Alabama, Florida, Mississippi, Louisiana und Texas unter Blockade stellte. Die Vereinigten Staaten teilten den Neutralen der ganzen Welt diese Tatsache auf diplomatischem Wege mit und dehnten die Maßregel

6 Tage später noch auf Nord-Karolina und Virginia aus. Die dem Handel verschlossene Küste erstreckte sich auf über 8000 Meilen. Die europäische Diplomatie nahm die Erklärung zur Kenntnis, bemerkte jedoch, daß sie auf Grund des Pariser Vertrages die Blockade nur anerkenne, wenn sie effektiv wäre. Die Marine der Bundesstaaten verfügte damals gerade über 82 Dampfer, die natürlich für eine Blockade von solcher Ausdehnung nicht genügen. Lincoln, der sein Freund halber Maßregeln war, verstärkte jedoch diese Flotte, so daß sie im Dezember 1861 bereits 264 Schiffe für den Blockadendienst zur Verfügung hatte; im folgenden Jahre wurden es 472, 1863 stieg die Zahl auf 588, und als der Krieg zu Ende ging, waren es 671 Schiffe. Die Bundesmarine hatte zum Schluß 51.500 Seeleute unter ihrer Flagge. Diese wirksame Blockade aber war es, die den endgültigen Sieg entschied hatte. So lange sie nur nominal war, triumphierten die Südstaaten, deren Leiter auf die Hilfe des Auslandes, das die Baumwolle nötig brauchte, gerechnet hatten. Ihre Hoffnungen erwiesen sich als sehr kurzlebig: im September 1861, im sechsten Kriegsmonat, verlor das Papiergeld der Südstaaten bereits nahezu zehn Prozent. Kaum aber wurde die Blockade wirksamer und die Ausfuhr der Baumwolle sehr gefährdet, während sich andererseits der Munitionsmangel immer schärfer fühlbar machte, so trat ein immer stärkerer Kurssturz des Kolongeldes ein. Im Dezember 1861 hatte der Golddollar einen Wert von 1 1/2 Dollar in Papier, ein Jahr später galt er 3, 2 Jahre später 18, 3 Jahre später 34, bis im März 1865 man für 70 Papierdollar 1 Golddollar erhielt. Das Eisen wurde für die Südstaaten ein kostbares Metall; man zahlte 1300 Dollar in Noten für die Tonne, während die Baumwolle, deren Ernten sich aufhäufte, zu lächerlichen Preisen herabsank. Als der Preis der Baumwolle in Wilmington auf 32 Pfg. für das Pfund gesunken war, während er in Liverpool auf 2 M. stieg, setzte eine zwar gefährliche, aber höchst ertragreiche Spekulation für die englischen Reeder ein, die die Blockade zu brechen, Baumwolle zu niedrigsten Preisen zu erwerben und sie im Ausland zu den höchsten Preisen zu verkaufen suchten, während sie gleichzeitig den Eingeschlossenen alles Fehlende zuführten. Die vier Blockadegeschwader hatten also die doppelte Aufgabe, die Häfen einzuschließen und einzunehmen und andererseits die Blockadebrecher abzufangen. Sie führte also zugleich den Bürgerkrieg und den Krieg mit dem Ausland, allerdings nicht offiziell mit dessen Regierungen, wohl aber mit seinen Bürgern, und sie führte ihn zum siegreichen Ende. Vier Städte der Bermuda-Inseln, vor allem das Florida gegenüberliegende Nassau, wurden der Mittelpunkt des Konterbandehandels. Es waren immer zwei Schiffe zugleich davon beteiligt, eins für den ungesegneten Handel zwischen diesem Hafen und dem blockierten, das andere für den freien Handel zwischen England und dem Transithafen. Ungeheure Kapitalien wurden in das Geschäft gesteckt. Offiziere der englischen Kriegsmarine traten, durch die reichen Belohnungen angelockt, unter falschem Namen in den Dienst der Reeder und erzielten auch große Erfolge. Die Regierung von Richmond erwarb durch ihre Agenten Schiffe in England, ließ sie mit Munition laden und unter englischer Flagge ausfahren, um dann die Flagge der Südstaaten zu setzen und die Blockade zu brechen. Dem Regierungsdampfer „Griffin“ gelang es unter der Führung eines früheren englischen Seeoffiziers, in 10 Monaten 21 Mal die Blockade zu brechen und 6000 Baumwollballen auszuführen. Die Ladung gelangte nach Nassau, wo sie einem Handelshaus übergeben wurde und so unter neutraler Flagge nach Europa befördert werden konnte. Die Blockadeflotte wachte jedoch mit großem Eifer und sehr gutem Erfolge. Im November 1863 hatte sie vom Beginn der Blockade an nicht weniger als 1045 Schiffe mit einem Schätzwert von 13 Millionen Dollar aufgebracht. Im Bericht des Admirals Porter über den Schluß des Krieges liest man: „In diesen letzten 50 Tagen haben wir Schiffe und Konterbände im Werte von 5 Millionen Dollar aufgefangen und zerstört.“ So war die Blockade wirksam geworden und hatte den Gegner zu Boden gezwungen.

Eine Pariser „Kriegsrevue“. Paris hat zum erstenmal, seitdem der Krieg ausgebrochen ist, wieder das Schauspiel einer Generalprobe im Theater erlebt, und natürlich vollzog sich das Ereignis unter allgemeinsten Anteilnahme, zumal es sich in Wirklichkeit um eine Wohlthatigkeitsvorstellung handelte. Das Publikum gewährte nicht ganz den gewohnten Anblick; es fehlte vor allen Dingen das exotische Element, und es

waren recht wenig junge Leute zu sehen. Verschiedene Kritiker von Ruf wurden durch ihre Gattinnen vertreten; einige trugen Uniformen, und der Uniform gegenüber spielten die spärlichen Gesellschaftsanzüge natürlich eine höchst bescheidene Rolle. Die Damen erschienen in sehr einfachen Toiletten, und dieses ungewohnte Auftreten vor einem Theatervorhang diente gewiß nicht dazu, ihre Behaglichkeit zu erhöhen. Aber immerhin, es war eine Generalprobe, und so konnte man sich einreden, daß man allmählich zu normalen Zuständen auch im Pariser Theaterleben zurückkehre. . . Die Vorstellung fand im Theater Antoine unter der Leitung von Gémier statt. Zur Aufführung gelangte eine Kriegsrevue. Ihr Titel „Die Gunnen und die andern“ sagt eigentlich schon genug über ihren Charakter. Inhalt der Szene war die patriotische Erhebung am Vorabend des Krieges und in den darauffolgenden Wochen. Eine Szene schildert z. B. die Eindrücke, die das Publikum während eines Besuchs der „Tauben“ hat. Unter den Opfern des Krieges, über die die Verfasser herziehen, befindet sich ein Hausbesitzer, dem niemand die Miete zahlt und der daher zum Betteln gezwungen ist. Die Mitwirkenden waren sämtlich Schauspieler von Ruf. So stellte sich Gémier, der Leiter des Ganzen, in der Uniform des Generals Cambronne vor, der sich bitter darüber beschwert, daß er nur durch seine allzu bekannte grobe Antwort bei Waterloo und nicht durch seine sonstigen Taten auf die Nachwelt gekommen ist. Aber in diesen Zeiten der Freundschaft mit England mußte natürlich etwas Besonderes geschehen, wenn man an jene Zeiten vor 100 Jahren erinnern wollte, in denen die Engländer und Franzosen nicht ganz so brüderlich vereint waren. Cambronne verböhnt sich also in dieser Revue mit dem Herzog von Wellington, und der Schatten Napoleons wird höchstselbst bemüht, um zu diesem Bündnis seinen Segen zu geben! De Maz erscheint in verschiedenen Rollen, so auch in der eines „Haarmenschen“, der in allem Schmutz und Staub frisch aus dem Schützengraben zwischen zwei Sturmangriffen kommt — es gehören wirklich Pariser dazu, um diese Inszenierung des Schützengrabens auf der Bühne ertragen zu können, während nicht gar zu weit vor ihren Toren noch immer die Wirklichkeit Tag für Tag ihre blutigen Opfer fordert. Natürlich darf auch Joffre in dieser Revue nicht fehlen; er erscheint und schreiet über die Bühne, während die Soldaten schlafen, aber er spricht kein einziges Wort — trotzdem erhält er seinen donnernden Applaus, ebenso wie König Albert, der selbstverständlich auch in dieser Revue auftritt.

Das Leben in Warschau. „Es ist eine halbe Stunde nach Mitternacht. Den ganzen Abend haben wir nun bei dem prächtigen „Kwasi“ gefessen und den träumerischen Klängen der Bigenormusik gelauscht, die einen erregt und einschläfert, ähnlich wie Opium. Es ist wie der dritte Akt in einer modernen Operette: das glänzend erleuchtete Restaurant, die funkelnden Uniformen der Offiziere, die sich harmonisch mit den schönen Kleidern reizender Polemnen zu einer Farbensinfonie vermählen; hier und da Gelächter und Singen — kurz, was man so eine „lustige Nacht“ nennt.“ So schildert der englische Berichterstatter Ferdinand Ludy seine Warschauer Abende, die er im elegantesten Hotel mit den russischen Offizieren verbrachte. „Ich weiß, was der Mann im Zuschauerraum zu solch einer Szene sagt: „Das ist eben das Unnatürliche an solchen Bühnenbildern. Die Mäuschen würden sich ganz anders benehmen, wenn sie wirklich am nächsten Morgen in die Schlacht müßten!“ Nun, wir treten hinaus aus dem lichterfüllten, von Lärm und Musik durchdröhnten Lokal. Keine 40 Kilometer entfernt, die breite Straße zu unserer Rechten immer entlang, da ist Rußland und Deutschland in einem der blutigsten Kämpfe begriffen, die die Welt kennt. Die Offiziere, die wir in dem Restaurant sahen, haben nur für ein oder zwei Stunden die Schützengräben verlassen. Wenn „ausgelöscht“ wird, dann springen sie in ihre Automobile und kehren zurück an die Ufer der Rawka und der Bzura.“ Raufschende Vergnügungen, ein lustiges und frivoles Leben herrscht in den besseren Restaurants und Hotels der polnischen Hauptstadt; der englische Beobachter findet hier dieselben Szenen, die im russisch-japanischen Krieg hinter der russischen Front vor sich gingen. Der Offizier des Zaren will sich „ausleben“, bevor er dem Tode ins Angesicht schaut. Eine überschäumende Lebenslust schlägt hier ihre hohen Wellen ganz dicht neben dem Reich des Todes und der ewigen

Nacht. Warschau ist nicht dunkel und düster wie London, sondern alle Vogenlampen funkeln im blendenden Licht, der Engländer kommt zu dem Schluß, „daß je näher die Leute an der Feuerlinie leben, desto leichtsinniger sind sie, desto weniger bedrückt von den Schrecken des Krieges. Wir wissen sehr gut, daß täglich ein paar Tausend Verluste zu verzeichnen sind, denn wir sehen die Verwundeten auf den Straßen der Stadt und in den vorbeifahrenden Eisenbahnzügen; wir wissen, daß das Gespenst eines nahen Todes über jedem lauert, nicht nur, weil es viele Krankheiten in Warschau gibt, sondern weil täglich deutsche Tauben über uns schweben und tobbringende Bomben niederschleudern. Aber obwohl sie das alles wissen, haben sie sich doch ihr Leben bewahrt, und es ist ein lustiges Warschau mit Puccini in der Oper und einer tollen Posse im Nowoski-Theater, so wie es die Soldaten auf kurzem Urlaub lieben und brauchen. Man hat sich in Warschau an alles gewöhnt, an die Schlachten, die ringsherum toben, an die täglichen Fliegerangriffe der Deutschen, und an die Stelle der wilden Angst ist die Gleichgültigkeit getreten, ein ausgelassener Galgenhumor und eine verzweifelte Lustigkeit, die zu Englands trübem Ernst und dem frostig langweiligen Leben in London in einem starken Gegensatz steht.“

Pariser Kriegszielmärkte. Zwischen der Chaussee d'Antin und der Rue du Faubourg ist der Boulevard Cauchan fast völlig eingerahmt von zwei großen Warenhäusern, die von Jahr zu Jahr ihre Fassaden weiter ausdehnen und die noch übriggebliebenen Privathäuser verschlingen. Von zwei bis fünf Uhr nachmittags ist der Bürgersteig vor diesen beiden Warenhäusern der belebteste von ganz Paris; elegante und einfachere Frauen drängen sich hier; es wimmelt von Menschen. Gegenüber diesen riesigen Verkaufsläden auf dem Streifen zwischen Bürgersteig und Straße sind nun plötzlich neue Verkaufsstände aufgewachsen; Straßenverkäufer haben sich hier niedergelassen, und fliegende Händler treiben ihr kantes Geschäft zwischen dem Menschenstrom. Ein Kriegszielmärkte hat sich entwickelt auf dem allerlei Kleinigkeiten, Aktualitäten vom Tage, feilgeboten werden, und die Pariser Blätter entwerfen ein buntes Bild von diesem merkwürdigen Leben. Entlang den Bürgersteig schieben sich die kleinen Gefährte, die mit allerlei Waren beladen sind, Tische auf wackligen Beinen und kleine Budiken; die Leute bleiben stehen und drängen sich dicht um eine abenteuerliche Gestalt, die mit unermüdlichem Redeschwall das Allerneueste anpreist. Man ahnt gar nicht was für tausenderlei Dinge es auf diesem Freiluftmarkt zu kaufen gibt: Weisagen, Papier, Feldpostkarten, Feuerzeuge, Pfeifen, Dornnetten, Brillen, Medaillen, Amulette, die Glück bringen, Pasteten u. a. M. Patriotische Schmuckstücke werden in Überfülle angeboten; sehr beliebt ist z. B. „sein Käppi“, eine kleine Metallbroche, die mit einer Nadel an der Taille angeheftet wird und von der der Ausrufer sagt: „Welches Andenken ist wohl persönlicher, zarter und schöner? Sein Käppi paßt zu jeder Mutter, zu jeder Schwester, zu jeder Gattin, zu jeder Freundin.“ Ein Händler verkauft Bügel für die eleganten Taschen, die augenblicklich von den Damen so viel getragen werden. Im Warenhaus nebenan kann man für solch einen hübsch ausgeführten Bügel 10 Fr. und mehr zahlen; er gibt sie Stück für Stück zu 1.25 Fr., und man kann sich auswählen, was man für einen will, Gold oder Silber, und auch die allgeröchelten kosten nicht mehr. Sein Nachbar bietet einen Gegenstand an, dem er den merkwürdigen Namen „die Göttin“ verliehen hat. Es ist eine Art Kamm in Verbindung mit einer Schmir, wodurch das Flechten des Bopfes sehr erleichtert werden soll. Der Erfinder führt sein Patent an einem falschen Bopf mit großer Behendigkeit vor und hält den Vorübergehenden die Haare unter die Nase, wobei er ruft: „Statt sich mit den Haarnadeln ins Bett zu legen, die in den Kopf stecken, ist es hundertmal besser, sich schnell die Haare zusammenzuflechten!“ Eine Frau schreit Eufelshptus aus „gegen den Schnupfen, gegen die Gicht und gegen Herzweh“; ein Pastetenbäcker empfiehlt seine „belgischen Kuchen“, die so nachhaft sind, daß „ein einziger eine Berliner Familie 14 Tage lang ernähren kann.“ Die neuesten musikalischen Schlager werden feilgeboten, Gassenhauer neben patriotischen Liedern: da sieht man die „Kaiserlich russische Hymne“ mit dem Wappen des Zaren auf dem Vorderblatt und hört Kriegslieder singen wie „Die 70er gehören uns!“ usw. Man kann auch Nachhemden kaufen, Korsettschoner oder Unterhemden, die den stolzen Namen „Ideal“ führen. Eine Wahrsagerin lehrte gegen ein Gerinnes jeden, „selbst aus den Karten die Zukunft zu lesen“, eine Kunst, die von sehr vielen begehrt wird. Eine andere Händlerin bietet „echte irische Spitzen“ an, das Meter zu 25 Centimes. Der geschmacklosten Scherzartikel gibt es unzählige. . .